



Ruhrgebietsprotestantismus - eine Skizze über Vergangenheit und Gegenwart



Abb. 1: Ruhrgebiet: Kirche und Industrie

Die Geschichte des Ruhrgebiets, seine politische, ökonomische, soziale und kulturelle Geschichte, ist nicht ohne die Geschichte der katholischen und evangelischen Kirchengemeinden in diesem industriellen Ballungsgebiet, das gleichzeitig starke agrarische und kleinbürgerliche Strukturen und Mentalitäten aufzuweisen hat, zu schreiben. Die evangelischen und katholischen Parochien haben eine entscheidende Rolle in der Entwicklung dieses Raumes gespielt. Mit ihren Kirchen, Gemeinde- und Pfarrhäusern, ihren Schulen und Kindergärten, ihren Krankenhäusern

und anderen diakonischen Einrichtungen, ihren Vereinshäusern und ihren Friedhöfen haben sie das äußere Bild jedes Ortes mitgeprägt. Generationen von Familien haben im Umfeld dieser kirchlichen Bauten Orientierungspunkte für ihr einzelnes und gemeinsames Leben gehabt. „Von der Wiege bis zur Bahre“ wurde man von der Kirche begleitet, betreut und versorgt. In „Freud und Leid“ war Verlaß auf die Kirchen und ihr Personal. Der Pfarrer, die Gemeindegewerkschaft, die Kindergärtnerin, der Küster, der Friedhofsgärtner – sie alle waren Personen, die man

Ruhrgebietsprotestantismus

mit ihren Stärken und Schwächen kannte. Auch der distanzierteste Kirchenchrist bekam es irgendwann mit diesem „Bodenpersonal“ zu tun. Die Kirche gehörte zur Alltagswelt, lange Jahrhunderte ganz selbstverständlich und ohne große Probleme.

Doch schärfere und kritischere Beobachter sahen schon frühzeitig die epochalen Prozesse, die die Mittelpunktstellung der Kirchen für das neuzeitliche Leben und Denken der Menschen in Frage stellten. Der Übergang von der Agrar- in die Industriegesellschaft, die Industrialisierung und Urbanisierung des Raumes, die modernen Emanzipationsbewegungen des bürgerlichen Liberalismus und des proletarischen Sozialismus, die naturwissenschaftlich orientierte Weltanschauung des Materialismus und des Biologismus, positivistische und atheistische Denkströmungen und viele andere moderne geistesgeschichtliche Einflüsse veränderten die Rolle und das Profil der Kirchengemeinden. Diese selbst sahen sich immer mehr in die Position der Verteidigung des christlichen Erbes gegen die „Moderne“ gedrängt.

Allerdings entwickelten die einzelnen Kirchengemeinden sehr verschiedene Profile in der Auseinandersetzung mit einem sich rapide verändernden geistigen, moralischen und kulturellen Umfeld. Dies soll hier am Beispiel des Protestantismus näher betrachtet werden. Es entwickeln sich verschiedene kirchennahe protestantische Milieus und religiös-moralische Mentalitäten, die für das binnenkirchliche Leben vor Ort wie auch für das konkrete Verhalten von Protestanten im Raum von Wirtschaft, Gesellschaft und Staat bedeutsam gewesen sind.

Fragen wir, wie dieses kirchennahe protestantische Milieu, das sich in der Phase von Industrialisierung und Urbanisierung des Ruhrgebiets entwickelt hat, ausgesehen hat, so läßt sich etwa dieses sagen:

Es sind zunächst einzelne Personen und Familien, Frauen-, Männer- und Jugendkreise, die ihr personales und soziales Selbstverständnis in Theorie und Praxis bestimmen lassen wollen von den Inhalten eines biblisch-reformatorisch verstandenen Glaubens und einer diesem Glauben korrespondierenden Gewissensethik mit der Konsequenz eines konkreten Alltagsethos.

Dieses Milieu besteht aus Menschen und Menschengruppen, die in ihrer Ortskirchengemeinde ihre religiös-geistliche und ihre biographisch-existentielle Heimat sehen. Man lebt in ihr und mit ihr. Neben der beruflichen Welt ist sie das Zentrum für Sinnvermitt-

lung und Lebensbewältigung. Es sind Menschen und Gruppen mit durchaus differenzierter aktiver Kirchenmitgliedschaft. Der mehr oder weniger intensive Besuch von Gottesdiensten und Andachten, die sich am Kirchenjahreskalender orientieren, vertieft permanent ein biblisch-religiöses Bewußtsein und ein kirchliches Lehrwissen, stärkt aber auch das konfessionelle Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Inanspruchnahme der Kasualien (Taufe, Trauung, Beerdigung) macht das kirchliche Amtshandeln zu einem Kontinuum im Leben und Sterben von Einzelnen und in Familien. Und der selbstverständliche Besuch des Katechumenen- und Konfirmandenunterrichtes hält das Problem einer christlich-moralischen Erziehung der Kinder offen.

Der zentrale Bezugspunkt für alle Gemeindeglieder und Gemeindegemeinschaften ist der Pfarrer. Vorrangig über ihn läuft das religiöse und kommunikative Leben. Er wirkt stilbildend in Frömmigkeit und Lebenspraxis. Drei Bücher sind für den akademisch Ausgebildeten das bevorzugte Handwerkszeug: Bibel, Gesangbuch und Katechismus. Er verwaltet die Tradition des Christentums und das Sondererbe der Konfession. Das Bildungsgut der Volksschüler und der meisten Erwachsenen vermittelt sich über die Auslegung von alten Texten.

Zum kirchennahen protestantischen Milieu gehört nun neben den nach der Kirchenordnung organisierten Kirchengemeinden ein bunter Kranz von freien kirchlichen Organisationen, die in der Gemeinde arbeitend aber gleichzeitig übergemeindlich organisiert sind. Dieser sog. Verbandsprotestantismus ist für die Entwicklung und Profilierung des Ruhrgebietsprotestantismus von größter Bedeutung. War die Mitarbeit von Laien im offiziellen Kirchengefüge zumeist auf Mitarbeit in Presbyterien und auf Synoden beschränkt, so waren die Jugend-, Frauen- und Männer-, Lehrer- und Elternverbände die Arbeits- und Erlebnisfelder der kirchlichen Laien. Auch wenn die Vorsitzenden dieser Vereine und Verbände häufig Pfarrer waren, haben diese Geschlechter- und Ständevereine wie die Vereine der inneren und äußeren Mission unzähligen Laien die Möglichkeit der Einübung kirchlicher und gesellschaftlicher Mitverantwortung gegeben. Ohne die besondere Rolle dieser großen Laienbewegung ist der neuzeitliche Protestantismus nicht zu denken.

In der Praxis ergibt sich ein kompliziertes, nicht spannungsfreies Verschränkungsverhältnis von Orts-



gemeinden und der Arbeit von freien Vereinen und Verbänden. Beide Bereiche strukturieren in vielfältiger Durchdringung das kirchennahe protestantische Milieu vor Ort und in der Region. Beide Systeme zusammen vermitteln ihren Mitgliedern religiös-pädagogische Prägungen, die zu einer bestimmten, häufig unverwechselbaren Frömmigkeitspraxis im Lebensalltag führen. Religion stiftet Sinn und schafft Ordnung. Sie hat integrative und lebensstabilisierende Funktion. Sie führt zur Ausbildung und Einübung von Einstellungen und Tugenden, die für das tägliche Leben in Familie, in Arbeits- und Berufswelt hilfreich sind.

Diese selbstverständlich idealtypisch gezeichnete Grundsituation führt nun in der realen Geschichte evangelischer Kirchengemeinden im Zeitraum von Kaiserreich und Weimarer Republik zu sehr unterschiedlichen Gemeindeformen mit unterschiedlichen Profilen, was ihre Binnenstrukturen und ihre Außenbeziehungen betrifft.

Wir unterscheiden drei Gemeindetypen:

1. den traditionellen Gemeindetyp
2. den sozialkonservativen Gemeindetyp
3. den sozialliberalen Gemeindetyp.

Zu 1:

Pfarrer, Lehrer, Presbyter und Eltern, die stark geprägt waren von einer Rezeption kirchlich-orthodoxer Gläubigkeit und in ihrer Erziehungspraxis stark gesetzlich-autoritär dachten, haben ein geistiges und lebenspraktisches Milieu mitgeschaffen, das prinzipiell antimodern und antisäkularistisch strukturiert war. Modernere Impulse religiöser, geistiger und politischer Emanzipation werden als Auflösung und Zerstörung göttlicher Ordnungsstrukturen und christlich-praktischer Sittlichkeit interpretiert. Dieses antimodernistische Religions- und Lebensverständnis hat in den noch weithin von Landwirtschaft und Handwerk bestimmten Ortsgemeinden seine Heimstatt gehabt. Auch der sozioökonomische Wandel vom Dorf über den vorstädtischen Industrieort hin zum städtischen Ballungsgebiet hat viele vorindustrielle Lebens-, Gefühls- und Denkmuster im religiösen Gesamtbewusstsein nicht entscheidend überwinden können. Ein konservativer Grundzug war auf diese Weise immer dominant. Die aufkommende Industriearbeiterschaft hat es in diesen von traditionellen Kleinbürgerschichten bestimmten Gemeinden sehr schwer gehabt, sich zu integrieren und ei-

gene Gestaltungsmöglichkeiten zu entwickeln. Viele Gemeinden wurden geradezu die letzten Zufluchtsstätten für agrarisch-kleinbürgerliche Reste einer vergehenden Epoche.

In der Regel war die religiöse Mentalität dieser Gemeinden verschränkt mit der politisch-gesellschaftlichen Option für das bestehende preußisch-deutsche Obrigkeitsystem und für das gesellschaftliche Ungleichheitssystem. Die vorfindliche Staats- und Gesellschaftsordnung wurde religiös als Schöpfungsordnung interpretiert, die das Akzeptieren des Autoritätsprinzips zur Gewissenssache machte. Die religiös-pädagogische Aufgabe bestand deshalb in der Einübung in Unterordnungs- und Untertanenschaften. Das Weltbild war klar figuriert: Eltern-Kinder, Lehrer-Schüler, Lehrherr-Lehrling, Vorgesetzter-Untergebener, Besitzer-Abhängige, Obrigkeit-Bürger, Offizier-Soldat, Befehl-Gehorsam usw.

Die andere Seite dieses Modells darf aber nicht übersehen werden: die Erziehung zu einem verantwortlichen Patriarchalismus, zu einer Arbeits- und Berufspraxis auf den Fundamenten von Sachkenntnis und Pflichtbewusstsein, zu persönlicher Moralität und zur praktischen Nächstenliebe. Von zentraler Bedeutung war für Menschen in diesem Milieu die Entwicklung eines Pathos und eines Ethos religiös fundierter Hochschätzung der Arbeit und des Familienlebens, gepaart mit der inneren Bereitschaft, Arbeits- und Lebensleid als Fügung Gottes zu verstehen und zu tragen. Die Predigten in diesen Gemeinden sind stark bestimmt von den theologischen Stichworten der Sünde, der Strafe, des Kreuzes und der Hoffnung auf eine jenseitige Erlösung. Die Hochschätzung des Karfreitags, überhaupt der Passionszeit als Mitte des Kirchenjahres (populär: Karfreitag als der höchste evangelische Feiertag), hat hier ihren Sitz im Leben.

In diesem kirchlich-religiösen Milieu entwickelte sich nun folgerichtig als Pendant eine bestimmte religiös-weltanschauliche und religiös-patriotische Mentalität. Man verstand sich als öffentlicher Widersacher gegen alle Formen neuzeitlicher philosophischer und politischer Aufklärung. Die Predigten und das Schrifttum aus diesem Umfeld haben einen zentralen historischen Bezugspunkt: die sog. Prinzipien von 1789. Sie stehen für den Abfall der Moderne aus göttlicher Ordnung. Sie haben die Welt in Unordnung gebracht und treiben sie dem Chaos



Ruhrgebietsprotestantismus

entgegen. Kinder dieser philosophischen und politischen Aufklärung sind die zeitgenössischen politischen Bewegungen des bürgerlichen Liberalismus und des proletarischen Sozialismus. Alle zeitgenössischen Dokumente zeigen dieses überdeutlich: von 1890 – 1918 hat dieses protestantische Milieu in der atheistisch-materialistischen und vaterlandslosen wie morallosen Sozialdemokratie den Hauptfeind aller christlichen Personal- und Sozialethik gesehen und entsprechend leidenschaftlich in Predigt, Unterricht und Traktatliteratur bekämpft. In der Re-christianisierung des „heillosen Volkes“ sah man die einzige Möglichkeit, Mensch und Welt von der Selbstzerstörung abzuhalten.

Es ist wieder folgerichtig, wenn in so geprägten Gemeinden die sog. „soziale Frage“ als Thema kaum eine Rolle gespielt hat. Man konzentrierte sich auf die Erziehung von Christen mit ausgeprägter subjektiver Religiosität und personaler Arbeits- und Berufsethik. So rekrutiert sich z.B. ein großer Teil des bergbaulichen Führungspersonals (Steiger und Betriebsführer) aus diesem Milieu. Die Predigten zeigen eine religiös-moralische Tugendlehre, die in der Arbeitsheroisierung und im seelsorgerlichen Trost für die Härten des Lebens dominiert.

Zu 2.:

Eine andere Gesamtmentalität begegnet uns nun im zweiten kirchennahen protestantischen Gemeindetyp. Dieser bildet sich in Gemeinden, die zwar auch stark in traditioneller Theologie und Frömmigkeit wurzeln, aber beginnen, sich bewußt den sozial- und gesellschaftspolitischen Herausforderungen ihrer Zeit und Umwelt zu öffnen. Idealtypisch gesehen sind es Bergarbeiter- und Industriegemeinden, in denen sich evangelische Arbeitervereine bilden, die man im Ruhrgebiet mehrheitlich zum großen Lager des Sozialkonservatismus rechnen kann. Seit Ende der achtziger Jahre ist das Verbandsorgan dieser Ev. Arbeitervereinsbewegung der in Hattingen herauskommende „Arbeiterbote“. Dieser ist für uns eine Hauptquelle, wenn man die Mentalitätsstrukturen von Gemeinden bestimmen will, in denen die Arbeitervereine eine bedeutende Rolle spielen. Durch diese Vereine – die erste Gründung geschah 1883 in Gelsenkirchen – ist die kontinuierliche Behandlung der Arbeiterfrage als sozialer Frage in Kirchengemeinden Praxis geworden.

In ihrem Aktionsprogramm von 1893 fordern die Arbeitervereine u.a.:

- Ausbau der staatlichen Arbeiterversicherung und Arbeiterschutzgesetzgebung
- Verkürzung der Arbeitszeit
- Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit
- Verbot der Nacharbeit
- Schaffung gesunder Arbeitsräume
- volle Koalitionsfreiheit für Arbeiter
- Einführung gesetzlich anerkannter Gewerkschaften
- Einführung von Arbeitervertretungen in den Betrieben
- Förderung des Arbeiterwohnbaus
- Vergesellschaftung der Verkehrsmittel, der Licht- und Wasserwerke

Und programmatisch-sozialethisch wird in einer Broschüre formuliert:

„Unser Christentum fordert Gerechtigkeit, d.h. praktisch: der Arbeiter ist seines Lohnes wert, der Lohn muß ihm unverkürzt und ausreichend für seine Daseinsfristung werden. Darüber hinaus hat die Unterhaltspflicht der Gesamtheit der Menschen für die Notleidenden einzusetzen als Übung praktischer Nächstenliebe. Ein moralisches Recht auf Arbeit besteht ..., dessen Anerkennung liegt darin, daß Staat und Gesellschaft bemüht sind, jedem Menschen gesicherte Arbeitsgelegenheit durch Reformen der Wirtschaftsverhältnisse zu verschaffen, um so leichter ist dann alle übrige Sozialreform.“

Dieses Reformprogramm will man mittel- und langfristig mit Hilfe des staatlichen Gesetzgebers gegen die Klasseninteressen der Kapitalbesitzer durchsetzen. Der Staat als Organisationsform des Allgemeinwohls hat die moralische und politische Pflicht, die Voraussetzungen für die Realisierung des moralischen Rechts auf Arbeit zu schaffen, die Arbeitermassen aus unwürdigen Abhängigkeiten zu befreien und durch den Ausbau von Schutzrechten zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen. Mehr Alltagshumanität und mehr Teilhaberechte in der Arbeitswelt und mehr gesellschaftliche Gleichberechtigung durch konsequente Staatstätigkeit ist hier das Programm.

Es dürfte deutlich sein, daß hier ein anderes Denk- und Argumentationsklima vorherrscht als bei Typ 1, daß hier der Schritt in praktische und strukturelle Umgestaltung menschenunwürdiger Verhältnisse getan wird. Es entwickelt sich ein sozial- und gesell-



schaftspolitisches Programm auf dem Grund von sozialetischen Kriterien aus Schrift und Tradition.

Zu beobachten ist, daß sich die konkreten Reformforderungen dieser Arbeitervereine kaum von denen der sozialdemokratisch bestimmten Gewerkschaften unterscheiden. Der Gegensatz zu diesen liegt auf dem weltanschaulichen und ordnungspolitischen Gebiet. Wie sie selbstverständlich alle nichtchristlichen Weltanschauungen ablehnen, so lehnen sie jede Praxisform eines revolutionären Klassenkampfes mit dem Ziel der Herrschaft des Proletariats ab. Sie setzen auf einen permanenten Ausbau eines modernen Sozialstaates durch die preußisch-deutsche Monarchie. Politisch sind auch die Arbeitervereine antidemokratisch und anti-sozialistisch wie die übrige Mehrheit des Milieuprotestantismus. Aber als Teil der nichtsozialistischen sog. nationalen Arbeiterbewegung haben sie mitgeholfen, das Thema der sozialen Frage zum dominanten Thema auf der kirchlichen Tagesordnung zu machen. Die kirchliche Vorkriegspublizistik, die Protokolle von Pfarrkonferenzen, von Synoden und von Verbandstagungen zeigen dieses ganz eindeutig: es gibt kein zeitgenössisches Problem, das so intensiv Gegenstand der Erörterungen gewesen ist wie die Lösung der sozialen Frage. (Wer anderes behauptet, kennt die Quellen nicht).

Es gibt eine Reihe von Kirchengemeinden, die den Aufbruch in das sozialpolitische Zeitalter mitgemacht haben. Aber andere Gemeinden haben sich bewußt entzogen. Eine genauere Quantifizierung der bisherigen zwei Typen ist noch nicht exakt möglich. Das durchschnittliche Gemeindemilieu dürfte mehrheitlich dem ersten Typ angehören, eine qualifizierte Minderheit aber dem zweiten. Pfarrer, die sich der Sache der Arbeitervereine zuwandten, galten als progressiv und hatten in der Regel mit ihren Amtsbrüdern ihre liebe Last. Die Lebenserfahrungen von Ludwig Weber (Mönchengladbach), Franz Arndt (Volmarstein) und Friedrich Wilhelm Niemeyer (Dortmund), den bekanntesten Vertretern der Ev. Arbeitervereine, spiegeln die Randrolle dieser Pfarrer wider.

Zu 3.:

Der dritte Typ ist nicht so einfach mit den beiden anderen zu vergleichen. Er existiert mehr als Personalgemeinde, angesiedelt um einen begabten Pfarrer herum und in Form von kleineren Gesinnungs- und

Aktionsgruppen. Exemplarisch greife ich als Führungsfigur dieser sozialliberalen Gruppen den Pfarrer der Dortmunder Reinoldigemeinde heraus. Es handelt sich um den Pfarrer Lic. Gottfried Traub, der 1904 das Buch „Ethik und Kapitalismus“ und 1905 die Programmschrift „Der Pfarrer und die soziale Frage“ geschrieben hat. Als liberaler Theologe bejaht er zunächst den technischen und ökonomischen Fortschritt der privatkapitalistischen Ära. Sie hat aber ihre historische Schuldigkeit getan. Auf dem Fundament einer ausreichenden Güterproduktion kann nun allen Menschen die Gelegenheit gegeben werden, in persönlicher Freiheit und bei sozialer Gerechtigkeit die Wirtschaftsformen und die Produktionspraxis mitzugestalten und mitzuverantworten. Traub entwickelt das Konzept der Transformation des „absolutistisch-patriarchalischen Kapitalismus“ über konstitutionelle Formen der Partizipation der Arbeitnehmer hin zu einer modernen Form von „Wirtschaftsdemokratie“. Traub verlangt Mitbestimmung am Arbeitsplatz und im Betrieb. Er verlangt die Verkürzung der Arbeitszeit. Er argumentiert: „Grundsätzlich hat man hier für Verkürzung einzutreten. Sie bedeutet Kulturfortschritt. Sie zwingt die Technik zu Vervollkommnung, sie macht den Menschen freier ... Jede vernünftige Volkswirtschaft wird mit dem Material am sorgsamsten umgehen, das am wertvollsten ist, nämlich – dem Menschen ...“.

Ferner verlangt er Lohn erhöhungen, die bei größerer Produktivität durch technischen Fortschritt und durch Humanisierung der Produktionsstrukturen möglich seien. Zur Streikfrage argumentiert er so:

„Der Pfarrer in Industriegemeinden muß heutzutage besonders in Streikzeiten auf dem Posten stehen ... Die grundsätzliche sittliche Stellung ist verhältnismäßig einfach. Der Streik ist das letzte und äußerste Mittel im Kampf um die Existenzbedingungen, welches die Arbeiterorganisationen haben. Eine Arbeitervereinigung für recht und gut halten, ihr aber nicht zugleich das Recht der Arbeitseinstellung gewähren, ist ein Messer ohne Griff. Die selbstverständliche Folge des freien Arbeitsvertrages ist auch die Kündigung dieses Vertrages. Darüber sollte man gar keine weiteren Worte verlieren müssen. Freilich steckt den Pfarrern die alte patriarchalische Auffassung von Herrn und Knecht nach der Haustafel und dem lutherischen Gedankengang so sehr im Blut, daß es einer wirklichen neuen Grundlegung der sittlichen



Ruhrgebietsprotestantismus

Begriffe bedarf, um hier klar zu sehen.“ Und weiter heißt es:

„Kann das Recht zum Streik aus sittlichen Gründen nicht angefochten werden, ... die große moderne Tarifbewegung muß gerade von den Pfarrern unterstützt und gefördert werden.“

Das bedeutet für Traub, daß das Recht auf gewerkschaftliche Organisation gesetzlich verankert werden muß. Und zum Recht auf Arbeit formuliert er:

„Jeder Mensch in der Gesellschaft hat ein Recht darauf, durch Arbeit sein Brot zu verdienen ... Das Recht auf Arbeit bleibt eine der Grundforderungen für jede Kulturgesellschaft.“

Und weiter:

„Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit ist die ernste Angelegenheit aller sozialethisch Interessierten.“

In einem Vortrag auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß formuliert dieser Ruhrgebietspfarrer 1905 folgende Sätze: „Der Arbeiterstand muß Gelegenheit haben, an der Industrie selbst persönlich verantwortlich mitzuarbeiten. Das befriedigende der geistigen Arbeit liegt darin, daß sie nicht Erwerbsarbeit allein, auch nicht Erwerbsarbeit in erster Linie, sondern Betätigung persönlicher Kraft ist. Jede Persönlichkeit verlangt, daß sie nicht in der Erwerbsarbeit untergeht. Es ist aber nicht genug, nur zu verlangen, daß der Arbeiter seine Erwerbsarbeit möglichst abkürzen könne, um desto mehr freie Zeit zu geistiger Arbeit und sittlicher Förderung zu bekommen. Die Erwerbsarbeit selbst muß in Beziehung zu der sittlichen Erziehungsarbeit treten können. Man muß v o n der Arbeit und i n der Arbeit leben können.“

Traub argumentiert weiter:

„Verantwortliche Persönlichkeiten wachsen nur dort, wo es etwas zu verantworten gibt.“ Deshalb fordert er „die grundsätzliche Ersetzung der monarchischen Form des modernen Fabrikstaates durch die konstitutionelle ...“ und die Einführung von Arbeiterausschüssen als „Mitregierung.“

Er spricht weiter von der „industriellen Selbstverwaltung“, von Fabrikparlamentarismus und konstatiert und fragt kritisch:

“Man hat bis jetzt die soziale Frage viel zu einseitig als bloße Frage materieller Versorgung angesehen, sie ist im Großbetrieb einfach die Frage des Menschenrechtes ... und nun sehen wir eine Zukunft mit immer größeren Riesenbetrieben heranrücken. Wird diese Zukunft eine neue Sklaverei sein, ein Ende al-

ler liberalen Träume, eine Hörigkeit der Masse? Oder gibt es eine Form der Mitwirkung der Beamten und Arbeiter an der Leitung, die derartige moderne Versklavung unmöglich macht? Behalten wir Menschenrechte im Industrialismus? Das ist das tiefste Problem der Industrieverfassung.“

Hier formuliert ein Pfarrer aus dem Ruhrgebiet die entscheidenden Probleme und Ziele für die Zukunft:

Recht auf Arbeit – Recht auf Streik – Recht auf Mitwirkung und Mitbestimmung – Recht auf Miteigentum – Menschenrechte als Partizipationsrecht und vieles andere. Die Umrisse einer modernen Betriebs- und Unternehmensverfassung und einer modernen Unternehmensethik sind hier vorformuliert. Und das von einem Gemeindepfarrer!

Es hat eben auch diesen Typ von Pfarrer gegeben. Traubs sozialethische, sozial- und gesellschaftliche Positionsbestimmungen sind das Eindeutigste und Modernste, was ich aus dem Raum des Protestantismus unserer Region zu Beginn unseres Jahrhunderts kenne. Allerdings ist diese Position mit dem Ziel der „Wirtschaftsdemokratie“ immer marginal geblieben.

Was zusammenfassend für die Kaiserzeit zu sagen ist, ist dieses:

Ev. Gemeinden geben im Blick auf ihre religiöse und politische Praxis kein einheitliches Bild ab. Traditionalistische Gemeinden existieren neben sozialkonservativ und sozialliberal strukturierten Gemeinden. Von entscheidender Bedeutung ist das jeweilige Persönlichkeitsprofil des Pfarrers. Politisch deckt man die ganze damalige bürgerliche Szene ab: von reaktionär über konservativ bis liberal. Es hat eben nie die Kirche und d e n Protestantismus gegeben. Es gibt sie nur in ihren unterschiedlichen und durchaus kontroversen Ausprägungen.

Für die Weimarer Zeit setzen sich diese in der Industrialisierungs- und Urbanisierungsphase unserer Region gebildeten Gemeindetypen nicht nur weiterhin durch, sondern verfestigen sich zum Teil. Mentalitätsgeschichtlich bedeutet die Novemberrevolution keinen Bruch oder eine kritische Umorientierung. Was sich schon in der revolutionären Phase der frühen Republikzeit abzeichnet, ist die Wahlorientierung sowohl der Traditionalisten wie der Sozialkonservativen zur DNVP hin, die die große Sammlungspartei aller Antidemokraten des protestantischen Kirchenmilieus wird. Pfarrer und Kirchenführer bauen ihre Gemeinden, Synoden und Konsistorien zu Bundesgenossen der DNVP aus. Viele evangelische Kir-



chengemeinden in unserer Region werden mit ihren Pfarrhäusern und mit ihren Gemeindehäusern zu Filialen eines national-konservativen Protestantismus. Gegner in Weltanschauung und Politik ist natürlich die Sozialdemokratie. Aber auch schärfer wurde die Frontstellung gegen den politischen Katholizismus, der als Stütze der Republik angegriffen wurde. Der Antisozialismus und der Antikatholizismus des kirchennahen Protestantismus wurden eine entscheidende Triebfeder im Kampf gegen Republik und Demokratie. Die Mehrheit unserer Kirchengemeinden im Ruhrgebiet hat die Kultur- und Bildungspolitik der Republik mit ihrem weltanschaulichen Pluralismus vehement abgelehnt. Es fiel überdies der kirchlichen Mehrheit schwer, diesem Staat als demokratischem Gemeinwesen überhaupt Staatlichkeit im Sinne von Obrigkeit zuzugestehen. Die Figur eines Autoritätsstaates entsprach der traditionellen Mentalität der meisten Kirchenchristen mehr als ein liberal-demokratisches Gemeinwesen.

Im Zuge nun der Entwicklung der Weimarer Republik ist in unseren Gemeinden wie im kirchlichen Schrifttum ein Themenwechsel zu beobachten, vorbereitet und begleitet durch eine besondere Theologie, die sog. politische Theologie, die eine reformatorische Grundposition mit klarer antiwestlicher und antidemokratischer Option verband. (Theologen wie Paul Althaus, Emanuel Hirsch und Friedrich Gogarten sind hier zu nennen). Und innerhalb dieser Theologie verlor das Thema der sozialen Frage an Interesse, es gewann die nationale und völkische Frage an Bedeutung. Es verschärfte sich die traditionellen Tendenzen des Antisäkularismus, des Antidemokratismus, des Antisemitismus und des Antikommunismus. Das ordnungstheologische Denken wird militanter, die politische Option für die sog. „nationalen Verbände und Parteien“ wird eindeutiger. Die traditionellen Mentalitäten radikalisiert sich in der Parteinahme für einen starken Obrigkeits- und Machtstaat, für Volksgemeinschaft und für das Prinzip und die Praxis eines autoritär-charismatischen Führertums.

Es ist der Befund auszumachen, daß der durchschnittliche Kirchenprotestantismus sich längst vor der Machtübergabe Hindenburgs an Hitler als Kombattant der sog. nationalen Opposition verstanden und betätigt hat. Er hatte weithin dieselben Feinde wie diese: Liberale, Demokraten, Sozialisten, Kommunisten, Katholiken und Juden. Er konnte seinen

traditionellen Antiliberalismus, Antidemokratismus, Antisozialismus und Antisemitismus voll einbringen in die „nationale Revolution“. Es war deshalb keine Überraschung, daß in vielen Gemeindehäusern der 30. Januar 1933 als gottgeschenkter Sieg der „nationalen Revolution“ über die roten und schwarzen „Systemparteien“ gefeiert und am Tag von Potsdam am 21. März 1933 die neue Versöhnung zwischen dem protestantischen Preußen und der jungen Bewegung des Nationalsozialismus bejubelt wurde.

Aber auch dieses muß differenzierend gesagt werden: diese Freude über den Untergang der Republik war nicht mehrheitlich identisch mit einem Ja zur nationalsozialistischen Weltanschauung oder zu einem faschistischen totalen Staat. Man sah vorrangig im 30. Januar den Sieg der nationalen Rechten über westliche Demokratie und östlichen Bolschewismus. Das kirchennahe protestantische Milieu blieb überwiegend deutschnational und nationalkonservativ. Man konnte ohne Schwierigkeiten der neuen Innen- und Außenpolitik Hitlers voll zustimmen, ging aber kirchenpolitisch in Opposition, als die Deutschen Christen zur Eroberung und Gleichschaltung der Kirche schritten.

Die Frage, die sich stellt: wo ist unser dritter Typ geblieben?

Es hat auch im Ruhrgebiet nach der Revolution von 1918 Christen gegeben, die in die DDP eingetreten sind und sich konstruktiv-kritisch für die Republik eingesetzt haben. Und es hat auch einige religiöse Sozialisten gegeben, die als Sozialdemokraten eine bewußte Parteinahme für den demokratischen Rechts- und Sozialstaat eingegangen sind. Aber weder die Demokraten oder die Sozialisten haben das kirchennahe Milieu aufbrechen und verändern können. Sie hatten weder in den Ortsgemeinden noch in den Synoden eine reale Chance. Der nationalkonservative Mehrheitsprotestantismus hat sie marginal gehalten, häufig sogar mit problematischen Methoden. Jedenfalls haben bürgerliche Demokraten und Sozialdemokraten vor 1933 nie ein selbstverständliches Heimatrecht in den evangelischen Kirchengemeinden des Ruhrgebiets gehabt.

Es mußte erst die Erfahrung des totalitären Staates und des Kirchenkampfes gemacht werden, um ein neues Kirchenverständnis und eine neue Kirchenpraxis zu gewinnen.

Mit dem Jahre 1933 wird eine Auseinandersetzung in die Kirchengemeinden getragen, die zu Richtungs-



Ruhrgebietsprotestantismus

kämpfen und Spaltungen innerhalb der Ortsgemeinden und Synoden führt. Die Glaubensbewegung Deutsche Christen (GDC), das kirchenpolitische Sammelbecken evangelischer Nationalsozialisten, beansprucht die Führungsrolle in der Kirche. Das Ziel: eine einheitliche Reichskirche, die sich als Volkskirche in den Dienst der „nationalen Revolution“ stellt. Man versucht, „Kreuz und Hakenkreuz“ in theologische und praktische Verschränkung zu bringen. Man versteht sich als die „SA Jesu Christi“ in der Kirche. Man entwickelt eine „völkische Theologie“, die die Modernität des Engagements für die neue politische und gesellschaftliche Ordnung eines autoritären Führerstaates legitimieren soll. Die Schriften des Alten und Neuen Testaments wie die kirchlichen Bekenntnisse werden unter der Direktive nationalsozialistischer Weltanschauung und nationalsozialistischer Programmatik zugunsten einer „politischen Theologie“ mit politisch-praktischer Abzweckung ausgelegt und nach Bedarf selektiv verwendet. Völkische Religiosität steht gegen kirchliche Bindung an Schrift und Bekenntnis. Zentral wird der Angriff auf das Alte Testament, das als jüdisches Religionsbuch durch die Neubesinnung auf germanische Traditionen abgelöst werden soll. Der Antisemitismus der NS-Weltanschauung gebietet eine konsequente Liquidierung jüdischer Traditionen auch im Christentum.

Im Ruhrgebiet beginnt die Auseinandersetzung zwischen den Deutschen Christen und der sich bildenden Bekennenden Kirche schon sehr früh. Das verbreitete kirchlich-religiöse Traditionsbewußtsein wirkt sich an dieser Stelle produktiv aus: die Bindung der meisten Pfarrer und Presbyter an Schrift und Bekenntnis läßt die Mehrheit der Gemeinden nicht widerstandslos zum Werkzeug der Deutschen Christen werden. Nach Anfangserfolgen in der „revolutionären Phase“ der NS-Machtergreifung und Machtsicherung wird mit zunehmenden Jahren der bestimmende Einfluß der Deutschen Christen immer mehr zurückgedrängt. Es bilden sich BK-Gemeinden, BK-Pfarrerkonferenzen und BK-Synoden, die das kirchenrechtliche Gleichschaltungskonzept und die deutsch-völkische Religionslehre der Deutschen Christen verhindern.

Von ihrem Selbstverständnis her waren die Bekenntnisgemeinden und die Bekenntnissynoden nicht Keime eines politischen Widerstandes gegen das NS-System. Zur Innen- und Außenpolitik Hitlers standen

sie nicht in grundsätzlicher Opposition, sondern ausschließlich zur offiziellen Kirchenpolitik und zur neuhidnischen Weltanschauung des Nationalsozialismus. Die meisten Mitglieder der BK wollten beides sein: gute Christen im biblisch-reformatorischen Verständnis und gute Deutsche im Dienst für das Deutsche Reich. Selbstverständlich ergab das Spannungen im Geist und Gemüt vieler bekennender Christen. Nur von einer kleinen Minderheit wurde der Schritt von der Verweigerung der Übernahme der NS-Weltanschauung in den politischen Widerstand vollzogen. Eine protestantische Widerstandsgeschichte im Sinne einer konspirativen Hinarbeit auf den Sturz des NS-Systems hat es im Protestantismus des Ruhrgebiets nur vereinzelt gegeben. Aber es hat jene Verweigerung der totalen Unterwerfung der Gewissen unter den totalitären Anspruch des Nationalsozialismus gegeben. So unpolitisch dies von den Akteuren auch gemeint gewesen sein mag, so bedeutsam ist dies langfristig politisch gewesen. Die Kirche blieb die einzige flächendeckende Organisation, die sich trotz aller Kompromisse, die auch sie eingegangen ist, und trotz allen Versagens in einzelnen Situationen, die einzige Institution, die sich dem Führungsanspruch des totalen Staates entzogen hat. Der Pfarverband war der einzige akademisch ausgebildete Berufsstand, der sich dem nationalsozialistischen Korporatismus nicht eingliedern ließ. Diese und andere Beobachtungen ändern nichts an der Tatsache, daß auch die Ruhrgebietsgemeinden keinen lauten Protest gegen die Aufhebung der Rechtsstaatlichkeit, gegen die Ausgrenzung der Weimarer Demokraten und gegen die Entrechtung und Verfolgung der Juden erhoben haben. Sie haben weder gegen die Pogrome am 9./10. November 1938 protestiert noch gegen die allen sichtbare Verfolgung der Juden und anderer Minderheiten etwas unternommen, weder verbal noch real. Auch der Ruhrgebietsprotestantismus ist ein Teil der Schuldgeschichte des deutschen Protestantismus.

Doch – wie immer – ist dieses nicht das ganze Bild. Es hat einzelne Frauen und Männer gegeben, die in ihrem unmittelbaren Alltag den Mut gehabt haben, anders zu denken und sich anders zu verhalten, als der Zeitgeist es befahl. Nicht jeder ist um eines beruflichen Vorteils willen in die Partei eingetreten. Und nicht alle Eltern haben ihr christlich-humanistisches Ethos aufgegeben zugunsten einer rassenantisemitischen Theorie und Praxis. Und viele haben in ihrer



Ohnmacht in aller Stille Bedürftigen und Verfolgten geholfen. Es war eine Zeit des Verrats und der Bewährung, eine Zeit der Denunzierung und der Solidarisation. Für viele junge Menschen war es mutig, zum kirchlichen Unterricht oder in die Gemeindejugend zu gehen. Mit einer Fülle von Tricks und Schikanen versuchten das Jungvolk und die Hitlerjugend junge Menschen von der Kirche abzubringen und weltanschaulich zu entfremden. Vor allem Kinder und Jugendliche aus Pfarrhäusern hatten es schwer, sich in Schule und Öffentlichkeit unangegriffen zu bewegen. Viele Diakonissen und andere kirchliche Berufsgruppen erlebten gesellschaftliche Isolierung. Die Zahl der Theologiestudenten sank in einer Jugendkultur, die als Ideal den germanischen Helden und den kriegstüchtigen Mann verherrlichte, von Jahr zu Jahr rapide zum Nullpunkt hin. Der organisatorische Zusammenbruch der alten Volkskirche war tendenziell abzusehen.

Es war der Krieg (zeitlich gesehen die Hälfte der NS-Herrschaft), der entscheidende Veränderungen bringen sollte. Auch wenn von einem „Burgfrieden“ zwischen Staat und Kirche keine Rede sein konnte – einige Maßnahmen gegen die Kirchen radikalisierten sich sogar –, aber im ganzen ist vor allem eine allmähliche Umorientierung weiter Kreise der Bevölkerung gegenüber der Kirche zu beobachten. Sie hatte sich Freiräume erhalten können, in die immer mehr nachdenklicher gewordene Menschen einströmten. Allein schon der sonntägliche Gottesdienst entzog sich mit seiner Liturgie, seinen Liedern und Gebeten der lauten Propagandamaschinerie. Versammelt war eine „Zivilgemeinde“, die nach anderen Regeln verfuhr als die Befehlsausgabe an Uniformierte durch Uniformierte. In den abendlichen Gemeindeveranstaltungen saß man in der Runde oder an gemeinsamen Tischen. Man stand nicht hintereinander in Reih und Glied, zum Hören auf den jeweiligen Unter- oder Oberführer verdammt. Die Sprache war nicht die Befehlssprache, die nur ein zackiges Jawohl zuließ, sondern eine Form der gleichwertigen Kommunikation zwischen Menschen, die ihre Probleme artikulierten. Das Faszinierende ist, daß sich gerade unter den Bedingungen eines Krieges, der immer härter wurde, die Ansätze einer neuen Gegenerfahrung entwickelten. Jeder Gottesdienst und jedes Gespräch auf Gemeindeebene setzten von der Sprache und vom Stil her einen humanen Kontrast gegen die offizielle Propaganda und Agitation.

Mit steigenden Kriegsverlusten nahm die Nachfrage nach persönlicher Seelsorge zu. Das öffentliche Opferpathos konnte ernsthaftere Nachfragen nach dem Sinn des Sterbens und des Todes nicht mehr beantworten. Die humane Kompetenz des Ortspfarrers, seine Nähe zu den Betroffenen und Fragenden wurde größer als die des Ortsgruppenleiters, der Agent der offiziellen Lesarten bleiben mußte. Die Pfarrer erfuhren nach dem Bedeutungsverlust in den ersten sechs Jahren der NS-Zeit in den nächsten sechs Jahren einen allmählichen Anstieg ihrer öffentlichen Bedeutsamkeit. Die existentiellen, die seelischen und geistig-moralischen Nöte ihrer Gemeindeglieder, manchmal auch der NS-Sachwalter, machten sie zum bevorzugten Ansprechpartner für verwundete und müde Seelen. Hinzu kamen ganz praktische Fragen der persönlichen Versorgung von Kriegerwitwen, Fragen der Kindererziehung und Schulfragen, die in der Regel ein Pfarrer, der in gleicher Gesamtsituation stand, besser angehen konnte als ein Funktionär mit seinen ritualisierten Auskünften. Die nationalsozialistischen Amtsträger vor Ort beobachteten diese Entwicklung sehr genau. Wenn es eben ging, ließen sie die Pfarrer durch die Wehrmacht einziehen. Der evangelische Pfarrerstand wird durch gezielte Einziehungen und Frontverwendungen der akademische Berufsstand, der die höchsten Menschenverluste aufzuweisen hat.

Die Lücken, die in den Gemeinden entstehen, sind natürlich nicht zu schließen, aber sie werden durch erhöhten Einsatz der Zurückgebliebenen und vor allem durch die verstärkte Mitarbeit des sog. Laienelementes einigermaßen geschlossen.

Im Ruhrgebiet beginnt mit den Großangriffen der Alliierten auf die Städte ein neuer Abschnitt in der zunehmenden Bedeutung der Kirche für die Bevölkerung. Pfarrer und kirchliche Mitarbeiter, vor allem Diakonissen, helfen Ausgebombten, wo und wie sie nur können. Stehengebliebene Pfarrhäuser und Gemeindehäuser mit ihren Luftschutzkellern nehmen an Menschen auf, was nur hineinpaßt. Noch nie waren Pfarrer so in den Alltag ihrer Gemeindeglieder und Volksgenossen verstrickt wie in diesen Jahren. Nie hat eine Pfarrergeneration eine größere Nähe zum Volk gehabt wie unter den Bedingungen der Flächenbombardements im Ruhrgebiet. Nie war die Kirche mehr „Volkskirche“ als in den Jahren, als vieles in Schutt und Asche zerbombt wurde. Ausgerechnet im Inferno der letzten Kriegsjahre baute sich ein neues



Ruhrgebietsprotestantismus

Vertrauenkapital zwischen Kirche und Bevölkerung auf, das später seine Früchte tragen sollte. Jedenfalls ging die Kirche als einzige Großorganisation gestärkt und voller Hoffnung in die Nachkriegszeit. Auch wenn kirchliche Gebäude zerstört oder stark beschädigt waren, im ganzen war die Infrastruktur intakt. Vor allem aber hatte sie trotz ihres schuldhaften Versagens, das sie sehr schnell offen bekannte, von ihrer Widerständigkeit her gegenüber dem Nationalsozialismus und seiner Partei ein Achtungsgewinn in der Bevölkerung erreichen können. Und auch die Besatzungsmächte setzten auf sie als Widerstandsfaktor, der nun Aufbaufaktor für ein anderes Deutschland werden konnte. Es versteht sich von selbst, daß noch vieles über die Kirche im Alltagsleben der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts gesagt werden müßte und auch könnte, aber das mag erfolgen, wenn die Forschung weiter gediehen ist als bisher. Auf eine Tatsache muß aber noch ganz besonders hingewiesen werden: das Ruhrgebiet, das sich kirchlich aufteilte auf die beiden preußischen Provinzialkirchen Rheinland und Westfalen, ist eine der frühen Wiegen der Bekennenden Kirche. Es sind einzelne Pfarrer gewesen, die in eigener Verantwortung und Initiative die Kirchen- und Bekenntnisfrage verhandelt und öffentlich gemacht haben. Das sog. Bochumer Pfingstbekenntnis von 1933 ist eine der ersten Urkunden der Bekenntniskirche im Ruhrgebiet und im Reichsgebiet. Vor allem Pfarrer aus Bochum, Herne, Castrop, Dortmund und Gelsenkirchen haben an ihm mitgearbeitet und es unterschrieben. Die Pfarrer Hans Ehrenberg aus Bochum und Ludwig Steil aus Herne sind die entscheidenden Theologen dieses frühen Bekenntnisses ein Jahr vor Barmen gewesen. Ehrenberg, der „Christ aus Juda“, wird 1937 in den vorzeitigen Ruhestand versetzt, kommt nach dem 9. November 1938 ins Konzentrationslager Oranienburg, kann aber kurz vor dem Krieg mit ökumenischer Hilfe nach England emigrieren. Steil wird noch im September 1944 ins KZ Dachau verschleppt, wo er 1945 umkommt. Und ein weiterer Bochumer Pfarrer, Lic. Albert Schmidt, stirbt 1945 an den Folgen einer Haft, in die er wegen seiner Solidarität mit seinem Amtsbruder Ehrenberg genommen worden war. Viele Christen sind um ihres Glaubens willen verfolgt, gedemütigt und getötet worden. Die Geschichte dieser weithin unbekanntenen Frauen und Männer muß noch geschrieben werden.

Auch noch geschrieben werden muß die Geschichte der kirchlich orientierten und engagierten Frauen und Mütter in unserer Region. Was hier im Alltag von Gemeinden durch Frauen, besonders auch durch Pfarrfrauen, geleistet worden ist, darf dem kollektiven Gedächtnis unserer Kirche nicht verlorengehen. Die Alltagsgeschichtsschreibung steht für die kirchliche Zeitgeschichte in unserem Raum im ganzen noch am Anfang.

Über 50 Jahre sind nun seit dem Zusammenbruch von 1945 und dem Neuaufbau nach 1948/49 vergangen. Das heutige Erscheinungsbild der Kirche im Ruhrgebiet zu zeichnen, ist nicht einfach. Zunächst hatte die Kirche „Konjunktur“. Die Gottesdienste waren gut besucht. Alte Gemeindekreise entstanden wieder neu, neue kamen hinzu. Vor allem waren es die Scharen von Flüchtlingen, die ihre Volkskirchlichkeit und spezielle Religiosität ihrer Heimat in die Ortsgemeinden einbrachten. Die Gemeinden wurden ein Schmelztiegel aus alten Einheimischen, aus neu Zugezogenen und aus Flüchtlingen. Viele alte Nazis und DCer suchten neuen Anschluß, die Zahl der Kircheneintritte wuchs wieder. Die Gemeinden leisteten praktische Lebenshilfe. Sie verteilten Spenden aus dem ökumenischen Ausland, seien es Kleider oder Lebensmittel. Sie vermittelten Wohnungen und Arbeitsplätze. Sie kümmerten sich um die Alten und Kranken wie um die Kinder. Rund um die Uhr waren haupt- und ehrenamtliche Kräfte tätig, um die unmittelbare Not, die physische und psychische zu lindern. Es war die Stunde der großen Solidarität mit einer Bevölkerung, die in die Strudel unentwegter Bombenangriffe und in die Endphase eines Landkrieges geraten war. Man suchte ein Dach über dem Kopf und Neuorientierung der Seele und des Geistes. Als die großen Befürchtungen vor einer unbarmherzigen Bestrafung der Deutschen durch die Alliierten sich nicht bewahrheiteten und im Zuge des aufkommenden Ost-West-Konfliktes Westdeutschland für die Westalliierten politisch interessant wurde, als den westlichen Besatzungszonen eine staatliche Einheit und Verfassung gegeben wurde, keimten die Hoffnungen auf eine bessere Zukunft auf. Die Mehrheit der Bevölkerung warf ihre Energie auf den ökonomischen und sozialen Aufbau einer neuen Republik. In kürzester Zeit folgte der Katastrophe das sog. Wirtschaftswunder. Und in dem Maße, wie man sich mit einer Leistungsbereitschaft ohnegleichen dem äußeren Aufbau widmete, begann bei vielen das Ver-



drängen der NS- und Kriegserfahrungen, begann die Essens-, Kleidungs- und Genußwelle bei denen, die Fuß gefaßt hatten. Nicht, daß die geistigen Impulse und die kulturellen Intentionen völlig verschwunden wären, aber doch so, daß sie an den Rand gedrückt wurden. Mit der Währungsreform im Juni 1948 verschwanden viele Kulturblätter der Nachkriegszeit vom Markt. Die Theater, Vortragssäle und die Kirchen wurden mit den Jahren leerer. Die Entwicklung geschah nicht abrupt, sondern schleichend-prozeßhaft. Keine zwanzig Jahre nach dem Krieg jedenfalls hat das geistige und religiöse Leben andere Inhalte und Formen angenommen. Die Bundesrepublik nimmt einen zunächst ökonomischen Aufschwung, wie es niemand erwartet hatte, als man 1945 auf dem Bauschutt und auf Kisten saß. Der Bauboom machte auch nicht halt vor kirchlichen Gebäuden. Nie seit der Reformation sind so viele ev. Kirchen, Gemeinde- und Pfarrhäuser, Kindergärten und Jugendheime, Krankenhäuser und Wohnheime gebaut worden wie in den sechziger und siebziger Jahren. Die Kirche partizipierte über steigende Kirchensteuereinnahmen und öffentliche Zuwendungen am allgemeinen Wirtschaftswachstum. Sie konnte ihr hauptamtliches Personal vermehren wie nie zuvor. Mit jeder Lohn- und Gehaltserhöhung, erstritten von den Gewerkschaften, wurden ihre Haushalte größer. Vieles wurde getan und gegründet, weil es finanziell möglich war.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß diese „Wirtschaftswunder-Generation“ auch kirchlich viel geleistet hat. Ein lückenloses kirchliches Netz durchzieht bis heute unsere Städte und Orte. Es gibt keine vergleichbare staatsunabhängige Organisation, die mit ihren verschiedenen Gebäuden und Diensten überall und jederzeit anwesend ist. Niemand unter den gesellschaftlich relevanten Großgruppen – abgesehen von den kommunalen und staatlichen Dienstleistungen – hat so viele und meistens so gut ausgebildete professionelle Mitarbeiter wie die Kirche und die Diakonie. Und niemand hat so viele ehrenamtliche Mitarbeiter wie diese Kirche. In jeder Stadt gibt es ein Haus der Kirche, in der die Kirchenämter sitzen und funktionale Dienste ihre Büros haben. Weder in der weiten Welt noch in Europa gibt es eine vergleichbare Dichte organisierter Kirchlichkeit wie im Ballungsraum des Ruhrgebiets. Wenn man alles zusammenzieht, ist die Kirche eine der größten Arbeitgeber in unserer Region wie in der Republik.

Allein, weil sie so groß ist, ist ihr Erscheinungsbild so unterschiedlich. Es wäre töricht, gegen diese Nachkriegsentwicklung billig zu polemisieren. Es wäre aber genauso töricht, nicht die Probleme, die sich im Blick auf heute aus dieser Entwicklung ergeben haben, illusionslos zu sehen. Wir haben in diesem Buch versucht, die Vielfalt der kirchlichen Arbeit durch die letzten Jahrzehnte hindurch zur Darstellung zu bringen. Natürlich konnte es nur ein Auswahlverfahren sein. Wir benennen das Gelungene und wir thematisieren das Problematische. Wir fällen kein abschließendes Urteil, aber wir wollen durch ausgewogene Präsentation zum verantwortlichen Urteil beitragen.

Das kirchliche Leben heute läßt sich nur schwer in seiner Ganzheit darstellen. Zentral sind in allen Gemeinden die Gottesdienste an den Sonn- und Feiertagen. Aber schon die Frage, wie und was verkündigt wird, ist kaum generalisierend zu beantworten. Ebenso entzieht sich die theologische Bildung der kirchlichen Mitarbeiter einer exakten Beschreibung. Man weiß, daß etliche Pfarrer und Pfarrerrinnen hart arbeiten, aber andere sich und ihre Hobbys pflegen. Man weiß, daß etliche intensiv an ihrer Weiterbildung arbeiten, andere aber hinter ihr Examenswissen weit zurücksinken. Man weiß, daß etliche eine intensive Seelsorge betreiben, andere aber sich mit Amtshandlungen begnügen. Man weiß, daß etliche verantwortliche neue Wege in ihrem Gemeindeaufbau gehen, andere aber den gewohnten Trott beibehalten. Nichts ist schwieriger, als ein gerechtes Urteil über die Qualität der Hauptamtlichen in der Kirche zu fällen.

Ähnlich verhält es sich mit der Beurteilung der Öffentlichkeitsarbeit der Kirche. Es kann kein Zweifel bestehen, daß wir in den Gemeinden eine Reihe von Gruppen haben, die als Friedens- oder Ökogruppen, als Gruppen für Asylanten, für diffamierte Minderheiten, für Begegnungen mit anderen Religionen und Kulturen und für vieles andere Sinnvolle und Notwendige sich einsetzen. Man darf sagen, daß viele Gemeinde Stätten eines zeitkritischen Geistes und eines politischen Engagements sind. Parteien und Gewerkschaften verfügen längst nicht über ein solches Potential von jungen Menschen, die sich in Gemeinden und auf Kirchentagen treffen, diskutieren und ein praktisches Engagement eingehen.

Viele Kritiker innerhalb und außerhalb der Kirche sehen gerade in diesen öffentlichen Aktivitäten ein



Ruhrgebietsprotestantismus

Problem oder gar eine Gefahr. Sie wittern Grenzüberschreitungen der Kirche und ein Ausverkauf ihrer theologisch-geistlichen Substanz. Sie mißtrauen dem Aktivismus, vermissen die liturgisch-meditative Dimension von Kirche und Frömmigkeit.

Natürlich liegen hier Probleme, aber sie liegen bei allen Richtungen. Es gibt nur einen Weg, nicht in falsche Alternativen (wie fromme gegen politische Kirche) zu geraten: den kritisch-konstruktiven Dialog miteinander über die Aufgabe und die Wege der Kirche in Gegenwart und Zukunft. Die ev. Kirche wird immer eine Kirche sein, in der geschwisterlich gestritten werden muß. Aber niemand darf siegen wollen, alle müssen sich fragen lassen, ob und wie-

weit sie auf verschiedene Weise und auf verschiedenen Wegen in der Nachfolge dessen stehen, der das Heil und das Wohl der Menschen will. Die heutige Umbruchsituation in Gesellschaft und Kirche sollten wir als eine Chance begreifen, neue Kirchlichkeit und neue Weltlichkeit auch in unserer Region zu gewinnen. Der Rückgriff auf die Geschichte, die in unsere Gegenwart greift, sollte uns Mut machen für von uns gemeinsam verantwortete Zukunft.

Günter Brakelmann



Abb. 2: Karten erstellt von Tillmann Bendikowski (Bochum). Sämtliche kartographische und statistische Angaben entstammen dem "Datenatlas zur religiösen Geographie im protestantischen Deutschland 1850- 1940" der am Lehrstuhl Prof. Lucian Hölscher an der Ruhr- Universität Bochum erarbeitet wird.